Johanna Bleker

Biedermeiermedizin — Medizin der Biedermeier?

Ärzte zwischen Anpassung und Opposition*

»Schau dort spaziert Herr Biedermeier
Und seine Frau, den Sohn am Arm;
Sein Tritt ist sachte, wie auf Eier
Sein Wahlspruch: weder kalt noch warm.
Das ist ein Bürger hochgeachtet,
Der geistlich spricht und weltlich trachtet;
Er wohnt in jenem schönen Haus
Und — leiht sein Geld auf Wucher aus.«

So beginnt der erste gedruckte Steckbrief der Figur, die einer deutschen Kulturepoche ihren Namen geben sollte; erschienen 1846, zwei Jahre vor der Revolution, zwei Jahre vor dem Ende dieser bürgerlichsten Periode deutscher Geschichte.

»Herr Biedermeier, Mitglied der 'besitzenden und gebildeten Klasse'« — wie der Autor Ludwig Pfau (1821-1884) das Gedicht überschrieb — ist ein Produkt des Vormärz. Er entstand aus dem Auseinanderdriften der bürgerlichen Opposition, aus der radikaldemokratischen und sozialistischen Kritik am bürgerlichen Liberalismus. Herr Biedermeier ist scheinheilig und selbstgefällig, hartherzig, politisch feige und opportunistisch. Eine wenig liebenswürdige Gestalt. Doch dies sollte sich bald ändern.

Schon wenige Jahre später, im Jahre 1853, trat an seine Stelle der treuherzige Poet Gottlieb Biedermeier. Er war eine Erfindung des jungen Arztes Adolf Kußmaul (1822-1902). Kußmaul hatte durch einen Zufall die Gedichte des braven Dorfschulmeisters Samuel Friedrich Sauter (1766-1846) entdeckt. Er fand, wie er später schrieb, den »ungehobenen Schatz einer eigenartigen Poesie von ungewöhnlicher« — weil ungewollter — »komischer Kraft.«

Sauter füllte seine Gedichte mit den Freuden und Sorgen seines schlichten Lebens im badischen Kraichgau. Zum Tode seiner Ehefrau dichtete Sauter:

* Leicht überarbeitetes Manuskript des Karl-Sudhoff-Gedächtnis-Vortrags auf der 70. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik am 27.9.1987 in Bayreuth. Eine erweiterte und kommentierte Fassung erscheint im Medizinischen Journal 23 (Heft 1), 1988.

»Traurig ist es einsam seyn!
Traurig so allein zu leben.
Einsam schlafen, nichts daneben,
Nichts vom gleichen Fleisch und Bein ...«

Ein drohendes Sommergewitter entlockte dem Dichter aus dem Badischen die besorgten Verse:

»Es steht ein Wetter wohl über der Erd.
Wenn's nur ins Württembergische fährt! ...«

Kußmaul stellte die komischsten dieser Gedichte zusammen, fügte noch einige eigene Produkte gleichen Stils hinzu und gab die Sammlung, gemeinsam mit seinem Freund Eichrodt, als Werke eines fiktiven Gottlieb Biedermeier heraus. Die Gedichte erschienen auch in den Münchener Fliegenden Blättern.

Herr Biedermeier als politische Karikatur des Vormärz geriet in Vergessenheit. Der liebenswerte naive Biedermeier Kußmauls stand Pate für den Begriff des Biedermeier, der am Ende des 19. Jahrhunderts zunächst als Stilbezeichnung in Gebrauch kam.

In der hektischen und überladenen Salonkultur des Fin de Siècle entstand eine neue Wertschätzung der schlichten Wohn- und Familienkultur einer guten alten Zeit. Das Biedermeier wurde zum Inbegriff der vorindustriellen bürgerlichen Idylle.

Die Postkutsche, der Pfeife rauchende Familienvater, die heiteren Kinder, die fleißige Hausfrau, Bratäpfel im Ofenrohr, blankgescheuerte Dielen, züchtige Rüschen, Schutenhüte und Zylinder, Nachtwächter und Gendarmen, rotbäckige Mägde, brave Bauern, kauzige Gelehrte, arme Poeten, Schlafmützen und zierliche Blumensträuße — das war die Welt des Biedermeier. Spitzweg und Richter gehörten dazu, Jean Paul und Mörike, Stifter und Lenau.

Etwa um 1930 einigte man sich darauf, die Zeit nach den Restaurationsbeschlüssen ab 1815 und vor der Revolution von 1848 als einheitliche Stil- und Kulturepoche anzuerkennen. Es ist, wie Martin Greiner schreibt, die Zeit »zwischen zwei enttäuschten bürgerlichen Hoffnungen, für die man in der privaten Sphäre, im Geselligen und Gemüthaften einen Ausgleich sucht ... Es ist eine Epoche des Sammelns und Hegens und des liebevollen antiquarischen Interesses ... der Andacht zum Kleinen ... Die Achtung und Ehrfurcht vor dem Bestehenden bestimmen ... das Verhältnis zu Staat und Religion«.

Von vornherein war die Epochenbezeichnung »Biedermeier« problematisch. Denn sie impliziert nicht nur Mittelmäßigkeit und einen ans Langweilige grenzenden Mangel an Spannung. Sie entsprang außerdem

einer nostalgischen Verharmlosung und grenzte nicht nur das Feld der Politik und Sozialgeschichte aus, sondern auch erhebliche Teile des kulturellen Erbes:

Kann man etwa Heinrich Heine als Biedermeier bezeichnen? Waren Georg Büchner, Karl Gutzkow, Ludwig Börne, Bettina von Arnim Biedermeier? Was ist mit Strauß und Feuerbach? Und waren Marx und Engels, als sie 1842 die Rheinische Zeitung herausgaben, Biedermeier?

Die Entdecker des Biedermeier maßen Heine und Büchner, Marx und Engels keine kulturelle Bedeutung bei. Den staatstragenden Bürgern im wilhelminischen Deutschland fehlte darüber hinaus jedes Gespür für den liberalen Bürgersinn des frühen 19. Jahrhunderts. Jener »Männerstolz vor Fürstenthronen«, aus dem heraus ein königlicher Leibarzt, wie weiland Johann Lukas Schönlein, die Verleihung des Adelsprädikats ablehnte, war ihnen vollends unverständlich geworden.

Ebenso wie das demokratische Vermächtnis der Biedermeierzeit blieb auch die soziale Problematik des frühen 19. Jahrhunderts unbemerkt. Die historischen Koordinaten, denen die Gestalt des Herrn Biedermeier ursprünglich ihre Entstehung verdankte, waren in Vergessenheit geraten.

1968 übertrug Karl Eduard Rothschuh die gängige Epochenbezeichnung in die Medizingeschichte und prägte den Begriff »Biedermeiermedizin«. Er tat dies aus der Erkenntnis heraus, daß eine Reihe von bedeutenden Forschern dieser Zeit nicht recht in das gängige medizinhistorische Epochenschema passen wollten. Johannes Müller, Johann Lukas Schönlein, Justus von Liebig oder Alexander von Humboldt gehörten sicherlich nicht mehr der naturphilosophischen Periode an. Aber man konnte sie ebenso wenig als Vertreter der naturwissenschaftlich-technischen Richtung bezeichnen. Deshalb gerieten medizinhistorische Würdigungen dieser Männer immer in weiten Teilen zur Apologetik für eine noch nicht vollzogene Wende zur Moderne, was ihre Leistungen schwer verständlich und zumindest in Teilen zweifelhaft erscheinen ließ. Das Postulat der Historiographie, Ereignisse und Personen aus ihrer jeweiligen Zeit heraus zu begreifen, versagte hier.

Rothschuhs Drang nach Ordnung und Systematik ließ ihn nach einer gemeinsamen Charakteristik dieser Forschergruppe suchen, die mit der Kultur und Philosophie der Zeit in Einklang zu bringen war. Er entdeckte, daß insbesondere die Medizin zwischen 1830 und 1850 eine Reihe von typischen Zügen aufweist, die der kulturhistorischen Sicht des Biedermeier entsprechen. Zusammenfassend schreibt Rothschuh: »Die Jahrzehnte zwischen 1830 und 1850 stellen in Zeitgeist, Mode, Literatur und Kunst den Höhepunkt des Biedermeier dar. Ihnen entspricht

eine Medizin, die ebenfalls gewisse einheitliche und zum Biedermeier passende Züge erkennen läßt ... Man ist geradezu erfahrungssüchtig, es wird gesammelt, beschrieben, benannt, verglichen, klassifiziert. Man hält sich in der Generalisierung betont zurück ... Man scheut die Spekulation und liebt die Beobachtung, man beharrt auf dem Vordergründigen. Anatomie, Physiologie und Klinik bevorzugen die deskriptive Methode der Vergleichung, der erfahrungsgemäßen Korrelation der Erscheinungen und Umstände. Man sucht nach empirischen Gesetzen, die möglichst numerisch gesichert sein sollen ... Durch die Ärztewelt zieht der Geist äußerster Ernüchterung, man ist theorienfeindlich und von großer therapeutischer Skepsis erfüllt ... Es sei vorgeschlagen, diese so charakterisierte Epoche von 1830 bis 1850 als »Biedermeiermedizin« zu bezeichnen«.

Rothschuhs Definition der »Biedermeiermedizin« war von ihrem Ansatz her außerordentlich fruchtbar. Denn tatsächlich ist die damalige deutsche Medizin am ehesten von der ihr eigentümlichen Methode her zu begreifen. Die Rhetorik dieser Zeit verwendet noch viele Bilder der spekulativen Medizin. Die Ergebnisse erscheinen oftmals absonderlich, und vielen Ärzten fiel es schwer, die eng gesteckten Grenzen der empirischen Methode einzuhalten. Doch in ihren Ansätzen und Absichten war die Biedermeiermedizin eine Reaktion auf die Romantik. Und die naturwissenschaftliche Medizin überwand nicht, wie vielfach behauptet, die naturphilosophische, sondern die ihr nachfolgende empirische Periode.

Andererseits jedoch hat sich die Bezeichnung »Biedermeiermedizin« als weniger glücklich erwiesen. Denn in ihrer Analogie zum kulturhistorischen Begriff des Biedermeier vermittelt sie zunächst vor allem eins: die Vorstellung einer freundlichen Langeweile. Man denkt an leutselige Herren in geblümten Westen, die eifrig Käfer beobachten, medizinische Reisebeschreibungen lesen, umständliche Krankenbeobachtungen zu Papier bringen und Rezepte ausstellen. Die Tatsache, daß Rothschuh selbst die immanente Spannung dieser Zeit sehr wohl erkannte, ändert hieran nichts.

Das Wort »Biedermeiermedizin« erweckt Assoziationen, die der traditionellen Vorstellung, daß es zwischen der Medizin der Romantik und der des Naturalismus in Deutschland eigentlich nichts Nennenswertes gegeben habe, kaum widersprechen. Dieses Bild verdankt seine Entstehung allerdings ebenfalls einem historischen Mißverständnis. Auch der medizinische Vormärz hatte seine Karikaturen. Es ist den Historiographen nachhaltig entgangen, daß es sich bei den Schriften Carl August Wunderlichs und anderer zeitgenössischer Reformatoren der 1840er

Jahre keineswegs um wertfreie Zustandsschilderungen, sondern um höchst polemische Streitschriften handelte. Ebenso wie die Kulturhistoriker des Biedermeier nur jenen Ausschnitt wählten, den das wilhelminische Deutschland zu sehen bereit war, so vermochten auch die Ärzte der Jahrhundertwende ihre Sichtweise nicht aus der Perspektive der naturwissenschaftlichen Medizin zu lösen. Die Zeit vor der Jahrhundertmitte blieb in ihren Augen die Zeit der blinden Empiriker und blassen Eklektiker, eine Zeit der Stagnation. Rothschuhs Versuch, die Biedermeiermedizin als eigenständige, forschungsrelevante Periode zu begreifen, hat sich in der wissenschaftlichen Literatur bis heute kaum durchgesetzt.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die äußeren Verhältnisse der Medizin des Biedermeier. Es ist verschiedentlich darauf hingewiesen worden, daß die gesellschaftliche Stellung der Ärzte dieser Zeit noch relativ unbedeutend war. Landbevölkerung und Unterschichten verzichteten noch weitgehend auf ärztliche Hilfe, teils aus Mißtrauen gegenüber der gelehrten Medizin, teils aus finanziellen Gründen. Die ärztliche Klientel waren in erster Linie die Besitz-und Bildungsbürger. Die Biedermeiermedizin war eine Medizin für Biedermeier.

Aus dieser Zeit stammt das verklärte Idealbild des weisen Hausarztes, der alle Familienmitglieder von klein auf kannte. Er wußte um die Lebensführung seiner Patienten, um Geldsorgen und Liebeskummer und orientierte seine Ratschläge an der individuellen persönlichen Situation seiner Patienten. Dieses auf allseitiger Erfahrung beruhende Individualisieren war ein Zentralbegriff der damaligen praktischen Medizin. Aus der beruflichen Perspektive der Privatpraxis heraus betrachtete man die französische Hospitalmedizin, die große Massen von Patienten ohne Rücksicht auf individuelle Konstitution und Krankheitsverlauf nach einer einzigen Methode behandelte, mit äußerster Skepsis. Dieses herzlose Verfahren war in den Augen der deutschen Ärzte allenfalls von wissenschaftlichem Interesse, für die angestrebte private Praxis hatte es keinen Wert.

Das Betriebskapital der Hausärzte waren Erfahrenheit, sicheres Auftreten und kultivierte Manieren, und am Ende erwarteten sie ein angemessenes Honorar. In dieser Zeit, in der die Lohnarbeiter zwischen 100 und 200 Talern jährlich verdienten, erstrebten die Ärzte ein Jahreseinkommen von etwa 1000 Talern, um eine standesgemäße Lebensführung zu bestreiten.

Doch abgesehen von einigen ärztlichen Großverdienern gelang es offenbar nur wenigen, dieses Einkommen aus eigener Praxis zu erwirtschaften. Denn die wohlhabende Mittelschicht war schmal. In Köln

etwa waren 1845 knapp 60 Ärzte und 20 Wundärzte registriert. Bei einer Bevölkerungszahl von 85 000 hatten aber nach dem Wahlzensus nur etwa 4000 Wahlberechtigte ein Jahreseinkommen von mehr als 400 Talern. Die Gruppe derer, die sich einen wohldotierten Hausarzt leisten konnte, dürfte außerordentlich klein gewesen sein.

Eine andere und weitaus sicherere Einkommensquelle war der Staatsdienst. Eine Hof- oder Leibarztstelle oder die Berufung in eine der Staatlichen Obermedizinalbehörden waren die begehrten Endstationen ärztlicher Karrieren. Eine Lehrstuhl oder eine Amtsarztstelle sicherten ein mäßiges Einkommen. Sogar eine Armenarztstelle, die allenfalls das Existenzminimum von 100 bis 200 Talern abwarf, war nur durch Protektion zu erlangen.

Der Bamberger Armenarzt August Siebert (1805-1855), der später Professor in Jena wurde, spottete 1838: »Die Konservativen aller Fakultäten werden häufig Hofräte, wegen ihres Erhaltungstriebs, unter diesen aber am häufigsten die Mediciner, welche wegen des gewohnten Erhaltungsgeschäfts (die Gesundheit anderer und deren Geld) meist einen sehr kultivierten Selbsterhaltungstrieb besitzen.« Die Abhängigkeit vom Wohlwollen der Obrigkeit war ein Nährboden für politische Intrigen. Sie beförderte aber andererseits auch die Kritik an staatlicher Willkür und das Interesse an liberalen und demokratischen Reformen.

Die Pariser Julirevolution von 1830 hatte auch in den deutschen Staaten die demokratische Bewegung neu belebt. Doch bald folgten heftige staatliche Repressionen. 1832 nach dem Hambacher Fest und dem Attentat auf die Frankfurter Hauptwache wurden allein an der Würzburger medizinischen Fakultät fünf Professoren ihrer Ämter enthoben. Der Würzburger Arzt und Herausgeber des oppositionellen »Baierischen Volksblatts«, Gottfried Eisenmann (1795-1867), hatte schon in den 20er Jahren in Untersuchungshaft gesessen. 1832 wanderte er erneut ins Gefängnis und wurde 1836 wegen Hochverrats zu lebenslanger Kerkerhaft verurteilt. Erst 1847 wurde er begnadigt. Als Jacob Henle 1836 in Berlin sein Habilitationsgesuch einreichte, wurde er zunächst einmal wegen seiner früheren Beteiligung an burschenschaftlichen Unruhen inhaftiert. Nur durch die Intervention Alexander von Humboldts kam er nach einigen Wochen frei. 1837 wurden sieben Göttinger Professoren entlassen und des Landes verwiesen, weil sie die Einhaltung der Verfassung forderten. Die kritischen Literaten des sogenannten »Jungen Deutschland«, wie Heine, Büchner oder Börne, wurden Mitte der 30er Jahre verboten und gingen ins Ausland. In Zürich und Paris wimmelte es geradezu von deutschen Emigranten. 1842 verlor Hoffmann von Fallersleben, der Dichter des Deutschlandliedes, seine Professur in

Breslau: Die Junghegelianer und Anhänger des frühen Sozialismus begannen ab 1838 ihre kritischen Ansichten in neuen Zeitschriften zu popularisieren. Und wieder gab es Verbote, Ausweisungen, Entlassungen. Spätestens mit dem Weberaufstand von 1844 wurde die vorrevolutionäre Stimmung allgemein. Es war eine schwelende Unruhe im Volk und auch im Bildungsbürgertum.

Der bereits erwähnte August Siebert sprach von einer Zeit des »somatischen Friedens und des psychischen Unfriedens der Völker und Staaten«. Es war ein Warten auf den großen Sturm. »... glühende Kohlen trägt mancher im Herzen«, schrieb Siebert 1841, »und wenn es auch schmerzt, diese mögen zusehen, daß sie nicht verlöschen, denn wenn der Sturm sie todt und kalt antrifft, wirds mit der Beleuchtung schlecht aussehen.« Nein, wohl keiner der damaligen Ärzte hätte die Zeit zwischen 1830 und 1850 als eine besonders friedvolle Periode bezeichnet.

Auch innerhalb der Medizin spielte die Tagespolitik eine nicht unerhebliche Rolle. Die Geschichte der sogenannten naturhistorischen Schule macht dies besonders deutlich. Die naturhistorische Schule ist verknüpft mit dem Namen von Johann Lukas Schönlein (1793-1864), der bis 1832 als klinischer Professor am Würzburger Juliusspital unterrichtete. Schönleins Anliegen war es, durch strikt empirische Beobachtungen am Krankenbett eine theoriefreie Krankheitslehre zu entwickeln. Er war ein begnadeter Lehrer, und seine Würzburger Klinik erfreute sich wachsender Beliebtheit. 1832 wurde er zusammen mit anderen wegen demokratischer Umtriebe denunziert und seiner Ämter enthoben. Nach Ansicht des Münchener Leibarztes Johann Nepomuk von Ringseis (1785-1880) gehörte Schönlein zu den Universitätslehrern, die durch ihren gottlosen Liberalismus und Materialismus die Seelen der akademischen Jugend vergiften: durch eine »seichte und verbrecherische Theorie, lehrend die ursprüngliche Souveränität des Volkes ... und die Unrechtmäßigkeit aller erblichen Bevorrechtigung«.

Ein Gerücht brachte Schönlein auch mit dem Attentat auf die Frankfurter Hauptwache in Verbindung. Er floh nach Zürich und erhielt dort die Stelle des klinischen Professors an der neugegründeten Universität. Die politische Verfolgung machte den damals 38jährigen Schönlein zum Helden der akademischen Jugend. Seine Lehr- und Forschungsmethode wurde zum Inbegriff des medizinischen Fortschritts überhaupt.

Zum Kreis der Schönleinianer gehörte auch Gottfried Eisenmann, der 1832 verhaftet worden war und seitdem im Kerker schmachtete. Eisenmanns Schicksal erweckte lebhafte und dauernde Anteilnahme bei den zeitgenössischen Ärzten. Sie wählten ihn zum Mitglied ihrer

Vereine und veröffentlichten seine Arbeiten. Seine Monographien wurden stets von einer großen Zahl von Zeitschriften wohlwollend rezensiert. Dabei waren die Schriften des »armen gefangenen Eisenmann« überaus langatmig und der Mangel an eigenen Beobachtungen machte sich nachteilig bemerkbar. Das rastlose Schreiben und die Solidarität seiner Kollegen halfen ihm aber, die Kerkerhaft zu überstehen.

Schönlein dagegen publizierte so gut wie nichts. Seine Ansichten waren nur durch fehlerhafte Mitschriften von Studenten oder vom Hörensagen bekannt. Dennoch entwickelte sich gegen Ende der 1830er Jahre in Deutschland die Idee einer neuen klinischen Richtung, die man zunächst als Schönleinsche Schule, später als naturhistorische Schule bezeichnete. — Auch andere Kliniker waren damals um eine empirische Bearbeitung der Krankheitslehre bemüht — so etwa Johann Heinrich Ferdinand Autenrieth (1772-1835) in Tübingen oder Friedrich Nasse (1778-1851) in Bonn. Doch mit Eisenmann im Gefängnis und Schönlein im Exil feierte die empirische Medizin Triumphe. Nicht nur die Märtyrer der naturhistorischen Schule, sondern auch ihre Methode galt ihren Anhängern als demokratisch. Robert Volz (1806-1882) schrieb 1839: »Kein Einzelner leiht hier einem System seinen eigenen Namen; es entsteht durch die vereinzelten, nur in der Richtung vereinten Arbeiten Gleichdenkender. Das wird kein Bau, den ein König aufführt auf seine Kosten; ein ganzes Volk errichtet ihn in seiner Begeisterung, mit seiner Kraft.«

Im Jahre 1840 wurde Johann Lukas Schönlein nach Berlin berufen und kehrte aus dem Exil zurück. Dieses Ereignis löste allseitige Begeisterung aus. Ein mächtiger Staat hatte die naturhistorische Schule unter seine Fittiche genommen! Sogar die Ängstlichen und Abhängigen konnten jetzt offen ihre Sympathie erklären. Ferdinand Jahn (1804-1859), der Hofarzt in Meiningen war, erklärte 1840, er verdanke Schönlein »alles, was ich bin und sein werde«. In den acht Jahren davor hatte er sogar die Nennung von Schönleins Namen vermieden.

Im August 1840 bestieg in Preußen Friedrich Wilhelm IV. den Thron und erließ eine Amnestie für alle politischen Vergehen. Die liberalen Hoffnungen blühten auf. Die Zensur wurde gelockert. Fortschrittliche politische Blätter, wie die Deutschen Jahrbücher oder die Rheinische Zeitung, konnten erscheinen. Zwei Jahre später war dies alles vorüber. Die Zeitungen wurden wieder verboten, die Schriftsteller verbannt. Doch die scheinbare Liberalisierung in Preußen hatte nicht nur die revolutionären Geister in allen deutschen Staaten neu belebt. Sie provozierte auch den Groll der Konservativen.

1841 erschien Johann Nepomuk von Ringseis' »System der Medizin«. Ringseis war inzwischen nicht nur Königlicher Leibarzt und Mitglied

der obersten Medizinalbehörde, sondern auch konservativer Landtagsabgeordneter in Bayern. In seinem Buch vertrat er unter anderem die Ansicht, daß die Heilslehre der katholischen Kirche mit der Medizin und allen anderen Bereichen der Wissenschaft verknüpft werden müsse. Er leitete die Krankheit vom Sündenfall ab, forderte Gebet und Entsündigung am Krankenbett und betonte den Vorrang des Glaubens und der Offenbarung vor der Vernunft. In diesem Sinne bekämpfte er den naturwissenschaftlichen Fortschrittsglauben, die Vergötterung von Vernunft und Natur, die liberale Staatsauffassung und die Lehre vom Naturrecht. Vor allem aber kämpfte er gegen Schönlein als den Hauptrepräsentanten der neuzeitlichen »Verdummung durch die Naturwissenschaft«.

Er nannte Schönlein »so kolossal in der Medicin als Rotteck in der Geschichte ist«. — Der Freiburger Staatsrechtler Karl Rotteck (1775-1840) war einer der führenden Liberalen dieser Zeit. Auch Rotteck wurde 1832 als Professor entlassen. — Schönleins Ruhm sei ein »von Studenten und Liberalen gemachter«. Die Lehren der naturhistorischen Schule seien ein haltloses Gefasel: »Welches Misere«, ruft Ringseis aus, »welches Babel, welche Widersprüche vom Anfang bis zum Ende. Welcher Geist und schamlose Materialismus ... Oh Schmach dieser Zeit, ohne Gleichen!«

Hier ging es um mehr als um einen medizinischen Theorienstreit. Es war wohl auch nicht nur eine alte persönliche Animosität, die Ringseis zu solchen Schmähungen trieb. Hier ging es um etwas Grundsätzliches, das den Zeitgeist bewegte. Das öffentliche Aufsehen, das das Buch erregte, spricht für sich. Sowohl die konservativen »historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland« wie auch die progressiv-kritischen »Hallischen Jahrbücher« befaßten sich ausführlich mit dem Fall.

Kaum einer der Rezensenten des Buches setzte sich ernsthaft mit den medizinischen Ansichten von Ringseis auseinander. Dies zeigen schon die Titel der Aufsätze: In den »Hallischen Jahrbüchern« äußerte sich ein Anonymus »Zur Kritik des modernen Afterchristentums. Herr Dr. Nepomuk von Ringseis oder Hippokrates in der Pfaffenkutte«. Der Schönlein-Anhänger August Siebert betitelte seine Rezension: »Die Schlange des Aeskulap und die Schlange des Paradieses. Eine Remonstration im Interesse der freien Wissenschaft gegen die Restauration des Dr. Johann Nepomuk von Ringseis«. Siebert zitierte seitenweise aus den Landtagsreden, die Ringseis 1837 gegen die Abschaffung des »Zehenten« (einer berüchtigten Feudalsteuer) gehalten hatte. Denn das eigentliche Anliegen von Ringseis und seinesgleichen sei es, »vor allem die Klarheit des Volkes und seine Selbständigkeit zu zerbrechen«. »Keinen Fußbreit darf man diesen Männern lassen«, schrieb Siebert, »welche als Philosophen

unsere freie Wissenschaft, als Theologen unser freies Bewußtseyn, als Mediciner unsere freie Natur, als Politiker den unabhängigen Staat, als Volksvertreter theure wiedererworbene Freiheiten der Curie überantworten wollen ...«. Oder in den Worten Arnold Ruges: »Das Prinzip, um das sich jetzt alles dreht, ist die Autonomie des Geistes, und zwar im Wissenschaftlichen die Fortbildung des Rationalismus und im Staatlichen des Liberalismus ...«.

In einem späteren Aufsatz trieb Siebert die politische Interpretation sogar noch weiter, indem er einen für Ringseis eintretenden Autor der Denunziation beschuldigte: »Er mag«, schrieb Siebert, »Herrn von Ringseis einen einfachen Conservativen schelten, er mag ihn hierdurch 'mit den geistreichsten und erudiertesten Volksvertretern und Staatsmännern' auf eine Stufe stellen ..., aber wer giebt ihm das Recht, mich und 'meine Consorten' des Republikanismus zu zeihen? wer giebt ihm das Recht, mich als 'Hambacher' zu denunzieren? — Das muß ich mir verbitten, denn darauf pflegt man die Leute einzusperren ...«.

Es ist nicht auszuschließen, daß Siebert den politischen Aspekt hochspielte, um der naturhistorischen Schule eine breite öffentliche Sympathie zu sichern. So jedenfalls sah es Wilhelm Griesinger, der 1842 provokant formulierte: »Ob aber eine Verwerfung der mystischen Lehre des Herrn R. vom empirisch-rationellen Standpunkte aus, denen zu Gute kommt, die in dem 'System der Medicin' am heftigsten angegriffen und am schwersten bedrängt sind, nemlich der Schönleinschen Schule, das ist eine andere Frage, und es wird wirklich zu untersuchen seyn, ob das eherne Schwert der Philosophie, der Naturwissenschaft und des bonsens, das Herrn R.'s Schale so hoch fliegen macht, in die der naturhistorischen Schule zu legen ist.« »Denn«, schreibt er an anderer Stelle, »Hrn. Schönleins persönlicher ärztlicher Ruf wird unangetastet bleiben, aber die ganze Betrachtungs- und Forschungsweise in der Pathologie, welche sich die naturhistorische nennt, muß es sich gefallen lassen, wenn sie jetzt als ein schon überwundenes Moment in der Entwicklung der Wissenschaft betrachtet wird.«

Bereits am Ende der 1830er Jahre hatte sich unter den Ärzten ein gewisses Unbehagen an der empirischen Beschränkung der Medizin bemerkbar gemacht. Zwar war die Arbeit der Empiriker durchaus erfolgreich. Gerade der Schönleinschen Schule gelang es, durch genaue Krankenbeobachtung klar umrissene Krankheitsbilder aufzustellen, die zum Teil bis heute Gültigkeit besitzen. Die Beobachtung des gesamten Krankheitsverlaufs, die Anwendung aller diagnostischer Hilfsmittel und die pathologische Anatomie gehörten zum Rüstzeug der empirischen Medizin. Doch was das pathogenetische Zustandekommen der

speziellen Symptomenkomplexe betraf, herrschte weitgehend Unklarheit und eine Theorie, die die Entstehung von Krankheit überhaupt erklären konnte, fehlte ganz; ja man lehnte es sogar ab, eine solche zu versuchen. Die empirische Medizin verfügte ihrer Natur nach weder über eine allgemeine Physiologie noch über eine allgemeine Pathologie. Dies führte bei vielen Ärzten zu einem Gefühl der Orientierungslosigkeit und, wie die Kritiker meinten, zur Entstehung von Pseudotheorien, in denen den Krankheitsprozessen eine unzulässige Eigenständigkeit unterstellt wurde.

Vor diesem Hintergrund entstand 1842 das Programm der »Physiologischen Heilkunde«, das Carl August Wunderlich (1815-1877), Wilhelm Griesinger (1817-1868) und Wilhelm Roser (1817-1888) mit geradezu revolutionärem Pathos der Öffentlichkeit vorstellten. Es ging ihnen darum, die empirische Methode zu überwinden und der wissenschaftlichen Theorie wieder zu ihrem Recht zu verhelfen. »Dies heißt uns: *physiologische* Medicin«, schrieben sie, »die, nicht trennbar von der Physiologie, sich stützend auf die erwiesensten Tatsachen, die Gesetze lehren muß, nach denen der Organismus lebt und erkrankt, genest und stirbt«.

Damit trat der Streit um die naturhistorische Schule in seine zweite und eigentlich erbitterte Phase. Nun ging es nicht mehr allein um das Ansehen einer Schule, es ging um medizinische Grundsatzfragen. Es ging darum, die naturwissenschaftliche Methode als den Königsweg der modernen Medizin durchzusetzen. Was die Reformer wollten, war »die Umgestaltung des ganzen Gedankenganges, die ... Ausmerzung aller irrationalen Voraussetzungen, die Verdrängung der Autoritäten durch Thatsache und Vernunft«.

Die Durchsetzung der Naturwissenschaftlichen Methode fällt in die Phase des Biedermeier, die wir den eigentlichen »Vormärz« nennen. Die empirische Medizin und der bürgerliche Liberalismus, die August Siebert so eng miteinander verknüpft gesehen hatte, wurden nahezu zeitgleich in Frage gestellt.

> »Pereant die Liberalen
> die nur reden, die nur prahlen,
> nur mit Worten stets bezahlen
> aber arm an Thaten sind ...«

Die politische Literatur des Vormärz drängt nach Veränderung, fordert die Aktion. Drängender als die Forderungen nach persönlicher Freiheit wird nun die Lösung der sozialen Frage. Der frühe Sozialist Moses Hess schrieb damals: »Das Gerede von Freiheit und politischen Reformen ist

abgenutzt ... Alle, auch die radikalsten politischen Reformen sind ohnmächtig gegen die Grundübel der Gesellschaft und interessieren die Welt nicht mehr. Der Inhalt alles und jedes Interesses ist die Socialreform.«

Deutschland stand am Anfang des industriellen Zeitalters. Tausende von Menschen verließen das Land und zogen in die Städte. Sie wanderten von Osten nach Westen, und bald lag im Rheinland die Armutsrate zweimal höher als etwa in Pommern. Im Jahre 1830 behandelten die Kölner Armenärzte 6584 amtlich anerkannte Arme, 1846 waren es über 21 000.

Die Medizin des Vormärz war von dieser Entwicklung in mehrfacher Hinsicht betroffen: Die für die meisten Ärzte unvermeidliche Erfahrung mit dem Elend der Unterschichten schuf in diesem bürgerlichen Berufsstand eine stärkere Sensibilität für die sozialen Probleme, als dies bei anderen der Fall gewesen sein mag. Die in den 30er Jahren allgemein gültigen Regeln der Privatpraxis versagten vor der Aufgabe, die wachsenden medizinischen Bedürfnisse des armen Bevölkerungsteils zu befriedigen. Und schließlich führte die Veränderung der Einkommensverhältnisse in der Gesellschaft auch zu einer Bedrohung der materiellen Grundlage der Ärzteschaft.

Bereits 1842 heißt es in einem Bericht des Ärztlichen Vereins zu Köln: »Von den 75 000 Einwohnern der Stadt Köln (sind) 21 000 so arm, dass ärztliche Hülfe oder Arzneien aus öffentlichen Fonds ihnen beschafft werden müssen; die nächste Schicht der Gesellschaft, die zwar die Arzneien bezahlt oder von einem Gönner erhält, dem Arzt aber seine Bemühungen nicht zu honorieren vermag ... reicht bis zu den Handwerksmeistern, Subalternbeamten, Handlungsdienern usw. hinauf und kann nicht unter 10000 Seelen angeschlagen werden.«

Bekanntlich waren in Preußen, wie übrigens auch in Bayern und anderen Staaten, zur Krankenversorgung der Armen besondere Armenärzte vorgesehen. Außerdem waren alle Ärzte verpflichtet, Arme zumindest in dringenden Fällen unentgeltlich zu behandeln. Sie konnten ihre Honorarforderung nachträglich bei der Armenbehörde vorlegen. Doch vielfach wurden diese Forderungen abgewiesen. Denn längst nicht alle Bedürftigen waren auch amtlich registriert, und bei der wachsenden Zahl von Arbeitslosen, Obdachlosen und Hungernden reichten die Armenfonds der Städte bei weitem nicht aus. Die Verschlechterung der allgemeinen Sozialverhältnisse bedeutete so eine Verringerung der ärztlichen Einnahmemöglichkeiten und zugleich eine Vermehrung von unbezahlter ärztlicher Arbeit.

Die Armenkrankenversorgung wurde damit zum Thema der Medizinalreformbewegung, die eine Verbesserung der Stellung der Ärzte in

Staat und Gesellschaft zum Ziel hatte. Ein Teil der Reformer ging allerdings über die rein standespolitische Sicht der Probleme hinaus und erklärte, daß auch die ärztlichen Probleme erst durch die »Aufhebung der Armut selbst« gelöst werden könnten.

Die liberalen Vorstellungen von Freiheit und Demokratie reichten nicht mehr aus. Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit, nach Gleichberechtigung, nach einer radikalen Veränderung des Staates und der Gesellschaftsform wurden auch im ärztlichen Lager laut.

Außerdem war die Medizin der Erfahrung in besonderem Maße geeignet, die sozialen Bedingungen von Krankheit wahrzunehmen. Die naturwissenschaftliche Medizin der zweiten Jahrhunderthälfte reduzierte den ärztlichen Blick auf die kausal erklärbaren organischen Prozesse. Die empirische Richtung dagegen bezog auch die äußeren Umstände wie Wohnort und Behausung, Kleidung, Ernährung und Gewerbe in ihre Beobachtungen ein. Schon 1842 forderte Friedrich Nasse seine rheinischen Kollegen auf, sich mit den gesundheitlichen Gefahren der industriellen Werkstätten zu befassen und die Schutzmittel dagegen zu prüfen.

Nasse wollte durch Apelle an den Gesetzgeber und an die Vernunft der Fabrikbesitzer Verbesserungen erzielen. Andere, vornehmlich jüngere Ärzte, träumten von einer Staatsform, in der der Mensch der Maßstab der Produktionsverhältnisse sein sollte, oder, wie Virchow dies formulierte, von der »Konstituierung der Gesellschaft auf physiologischer Grundlage«.

Ein anderes Problem war, wie die Gleichberechtigung aller auch in der Medizin erreicht werden könnte. Die Bedeutung der sozialen Verhältnisse für Entstehung und Verlauf von Krankheiten war allen Ärzten bewußt, denn das Individualisieren, die Einschätzung der persönlichen Situation der Kranken, gehörte zu ihrem Geschäft. Sie sahen nun, daß für die wirklich Armen sogar die Einweisung in ein Krankenhaus einen Vorteil bedeuten konnte.

Im Kölner »Allgemeinen Volksblatt« finden wir 1845 die folgende interessante Kritik an den bestehenden Spitalverhältnissen: »In unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Ordnung hat das Spital nur die Bedeutung einer Wohltätigkeitsanstalt; es ist der Zufluchtsort nicht ausschließlich der Kranken und Leidenden, sondern speciell der *armen* Kranken und Leidenden. Unter einer anderen Voraussetzung ... würde bei einer Vergleichung der Spitalbehandlung mit der Privatbehandlung sich ein entscheidender Vortheil der ersteren vor der letzteren ergeben.« Der Kranke, heißt es weiter, würde den Schädlichkeiten seiner gewöhnlichen Lebenssphqäre entrückt, er erhielte eine angemessene

Versorgung und Pflege, und nach dem angestrebten Ideal sei auch stets ein Arzt zur Stelle. »Aber«, erklärt der anonyme Autor, »unsere gesammten socialen Verhältnisse erlauben das Allgemeinwerden der Spitalbehandlung nicht ... sie beruhen auf dem Familien- und Einzelleben. So werden denn factisch die Spitäler nur nothwendig, wo die Familienbande und häusliches Glück zugrunde geht: die Armuth löst jene gezwungen auf und bevölkert die Spitäler ... Das Spital sinkt zum Asyl der Armuth herab ... Es wird im Munde des Volkes in dieselbe Kategorie gestellt mit dem Gefängnis; man ruft einem Taugenichts zu 'du stirbst noch im Spital'.«

Ein anderer Vorschlag zur Realisierung der gesundheitlichen Gleichberechtigung kam von den Anhängern der naturwissenschaftlichen Medizin. Die empirische Medizin war, zumindest in ihrer Anwendung, subjektiv, auf den Einzelfall zugeschnitten und nicht generalisierbar. Die neue Medizin jedoch wollte objektiv sein. Der Leipziger Arzt Carl Reclam schrieb 1848: »Es gibt in der Wissenschaft gewisse Errungenschaften, welche nicht minder wertvoll sind, als die des politischen Lebens. So steht dem Satze 'Alle Deutschen sind gleich vor dem Gesetz' jener andere, mit vieler Mühe erworbene, würdig zur Seite: 'Naturgesetze haben überall die gleiche Geltung'.«

Auch Rudolf Virchow forderte »die gleichmäßige Berechtigung aller auf eine gesundheitsgemäße Existenz«. Und in seiner Kritik an der Armenkrankenversorgung schrieb er: »Wäre die practische Medicin ... eine exacte Wissenschaft, ja wäre sie überhaupt erst eine Wissenschaft, so würde sich dieses Verhältnis bald ändern.«

So erhielt die Utopie der naturwissenschaftlichen Medizin am Ende des Vormärz eine eigentümliche Funktion. Sie ermöglichte die Vorstellung einer gleichen Medizin für alle, ohne daß dadurch die ärztlichen Standesinteressen, die auf dem Liberalismus fußten, beeinträchtigt wurden. Denn die Mehrzahl der damaligen Ärzte wollte in erster Linie die Verbesserung ihrer eigenen Verhältnisse und eine möglichst große Freiheit bei der ärztlichen Berufsausübung erreichen.

Mit der Revolution von 1848 erreichte die Medizinalreformbewegung ihren Höhepunkt. Fast alle Ärzte wollten Veränderungen. Manchen ging es gewiß nur um eine Verbesserung der eigenen Lage. Doch den meisten war bewußt, daß die staatlichen Mißstände nicht nur ihren eigenen Stand betrafen. Einige bauten auf die revolutionäre Umgestaltung der Gesellschaft, und einzelne verließen den Boden der Medizinalreform und widmeten sich ganz der Politik. Hierzu gehörten vor allem die Ärzte aus dem rheinischen Kreis, die dem Sozialismus nahestanden. »Wer kann sich darüber wundern, daß die Demokratie und der Socialis-

mus nirgend mehr Anhänger fand, als unter den Ärzten?«, schrieb damals Rudolf Virchow, »dass überall auf der äußersten Linken, zum Theil an der Spitze der Bewegung Ärzte stehen? Die Medicin ist eine sociale Wissenschaft und Politik ist weiter nichts als Medicin im Grossen«.

Tatsächlich war die Zahl der Ärzte, die sich mit der Forderung nach radikalen Lösungen politisch exponierte, klein. Die damalige Ärzteschaft wollte nicht den Umsturz, sondern mehr Freiheiten und demokratische Reformen.

> »Gern will ich sein ein Rater,
> Verlangt nur keine Tat —
> Ich bin Familienvater
> Und auch Geheimerat«

spottete Hoffmann von Fallersleben über »den guten Willen« dieser Liberalen.

Die Ärzte des Biedermeier waren Familienväter und Geheimräte, sie trugen geblümte Westen und hofften auf eine einträgliche Privatpraxis. Sie standen in Opposition zum Staat und waren gleichwohl bemüht, ihre Karriere nicht zu gefährden.

Die Karikatur des »Herrn Biedermeier« richtete sich gegen die Schwächen ihres Liberalismus. Doch das Biedermeierbild des wilhelminischen Deutschland sollte auch ihre Tugenden ignorieren. Die wohletablierten Ärzte des späten 19. Jahrhundert, die so stolz waren auf den objektiven und unpolitischen Charakter ihrer Wissenschaft, begriffen die Medizin der Biedermeierzeit nur noch als eine unvollkommene Vorstufe der modernen Medizin. Sie sahen nicht, daß die damalige Medizin weit mehr war als dies und daß die damaligen Ärzte weit mehr Probleme begriffen, als die naturwissenschaftliche Medizin je lösen sollte.